

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

256 (3.11.1932) Frauen, der 6. November ruft!



Frauen, der 6. November ruft!

Appell!

Die am Steuer sitzen, haben euch an der Nase herumgeführt. Man kützte euch euren lauer verdienten Lohn und versprach euch als Entschädigung eine noch stärkere Preisentung. Die Miete, das Essen, die Kleidung alles sollte billiger werden. Was ist geworden? Nichts! Nichts! Nichts! Der Anker, diese famose Erfindung für Wundergläubige und Dumme, erzählt von einer bedeutenden Verbilligung aller Verbrauchsgüter. Die Angeziffer (1913 = 100) stand 1929 im Januar auf 153,1, im Juli 1932 nur noch auf 121,5. Das war immer noch ein starkes Stück mehr als 1913. Aber selbst das stimmt nicht, weil die Grundlagen nicht stimmen. Wie ist denn dieser Anker zustande gekommen? Man hat festgestellt, wieviel zur Ernährung eines Soldaten in der Vorkriegszeit täglich aufgewandt werden mußte. Das kann für heute nicht mehr gelten. Nicht nur, weil die Soldatenration in der Regel von Rüstern oder vom Staat nach der Qualitätsseite hin vervollständigt und verbessert wurde, sondern mehr noch, weil sich seitdem die Arbeits- und Lebensbedingungen der Massen grundlegend geändert haben. Die Entwicklung der Technik hat es mit sich gebracht, daß die Hand-, das heißt die Muskelarbeit immer mehr von der Kervoren- und Geistesarbeit verdrängt wird. Der Kervoren- und Geistesarbeiter muß ganz anders ernährt werden als der Muskelarbeiter. Er braucht Er- nährung durch leicht verdauliche, kräftigende Nahrung. So kann weder die mengen- noch die gehaltmäßige Zulieferung der Vorkriegs- ernährung zur Grundfrage des heutigen Er- nährungsbedarfes gemacht werden.

So viel vom Grundfalschen. Es würde für sich allein genügen, die errechneten Ernährungs- mäßigkeiten über den Haufen zu werfen. Aber es ist ja gar nicht das allein und ist nicht einmal das Wichtigste. Gewiß sind ein paar Dinge des täg- lichen Bedarfs billiger geworden. Das Fleisch zum Beispiel. Aber nicht durch die famose Herdelerische Preisentung, sondern durch die Weltwirtschafts- und Handelslage. Weil nämlich das Angebot größer ist als die Nachfrage. Weil der Arbeiter der kleine Bauer und der Mittel- bürger ebenso wie der Beamte nichts mehr kaufen können. Nicht oder nur ganz unbedeutend billiger wurde die Miete. Teurer, viel teurer wurden Brot, Mehl, Zucker, Eier usw. Zucker sogar um das Doppelte. Endlich die Salzsteuer! Ein Ver- brechen am kleinen Mann! Die Salzsteuer, die den Preis des Salzes von 8 auf 14 Pf. (75 Proz.) erhöht hat, ist eine Kopfsteuern, denn wenig- stens Salz muß der Armeite haben, wenn die Kartoffeln durch die Steuer ruftigen sollen.

Und das, ihr Männer und Frauen, ist erst der Anfang. Wenn wir erst durch Kontingente zu- gunsten des überschuldeten Großgrundbesitzes (denn die kleinen und mittleren Bauern läßt man in ihrer Not stecken) abgerechnet sein werden, dann wird eine neue unerhörte Steuerungsstelle uns den letzten Bissen vom Munde nehmen. Aber noch sind wir nicht am Ende. Man hat es unter- lassen, die auf anderen Gebieten leicht zu um- gehende Scheinrenten der Preise auf die fixierten Löhne der Wertehemittel auszuheben. An Telegraph und Telefon, an Straßen- und Eisen- bahn ist man schon vorübergegangen. Was hilft die Stadtrandbesiedlung, wenn die Straßenbahn- fahrt unerschwinglich ist? Was tut man mit seiner Freizeit, wenn die Welt durch hohe Bahn- tarife abgerechnet ist und die Ferienverbilligung erst bei 20 Tagen und 200 Kilometern anfängt? Wer kann sich ein Telefon zulegen, wenn die monatliche Grundgebühr, ganz abgesehen von den einmaligen Anlaufkosten, 8 bis 9 M. be- trägt? Welche Farce ist eine Portnerbilligung, die sich lediglich auf eine Senkung der Inlands- briefe und -karten von 15 auf 12 und von 8 auf 6 Pf. erstreckt? Und die Mieten? Nicht mal die Erträge aus Hauszinssteuererhöhungen gibt man für Bauzwecke und Mieterleichterung frei ge- schweige denn die Hauszinssteuererträge selbst. So steht die Preisentung aus. Und die Lohn- entwertung? Die ist gründlich durchgeführt, und während wir nicht die an erster Stelle Leidtragen- den, wir könnten uns freuen, daß Landwirtschaft und Industrie, Regierung und Verwaltung in trauriger Gemeinschaft den Alt absagen, auf dem sie sitzen und der „Kaufkraft der Masse“ heißt. Ja, lächen wir nicht selbst mit darauf!

Der 6. November nacht, Wieder einmal ein Wahltag. Frivol herausbeschwooren durch unver- antwortliche Elemente. Aber wir müssen und

werden ihn nützen. Jeder Schaffende bis noch hinaus in die Reihen des handwerklichen, hand- treibenden und beamteten Mittelstandes muß sich klar darüber sein, daß eine Fortdauer des heutigen Regimes uns zu einem verhungerten, nieder- getretenen, verelenden Elendvolkes macht, und daß wir wohl noch einmal — vielleicht für längere Zeit zum letzten Male — eine Möglichkeit haben, um Lebenshaltung, Glück, Wohlstand, Freiheit und Selbstbestimmungsrecht der breitesten Massen siegend zu erkämpfen. Legend, wenn wir Schluch machen mit der Interessenspolitik der Großgratier und des Herrenklubs, der Groß-

industriellen und der Strauchritter der „rollenden Köpfe“ und einer Legallität von Hitlers Gnaden. Schluch mit den Saboteuren der Weltabrüstung, die uns in einen neuen, einen schrecklichen Krieg begeben wollen, nur um das Supplein ihrer Interessen an diesem verderbenden Feuer zu fassen. Die unsere Lustuhr durch Kontingente droffeln und immer neue Arbeitslosigkeit herauf- führen. Besonders ihr Frauen müßt euch be- denken! An eure Söhne, die der Krieg fressen wird! An eure Männer die ihre starken, arbeitskräftigen und arbeitswilligen Fäuste ins Beere ballen müssen! Denkt an den Hunger

eurer Kinder, die unbezahlte Miete, an den Zer- fall eures Hauswesens, das ihr mit sorgender Liebe gepflegt, für das ihr hier über die Kraft euch eingesetzt habt!

Auch am trüben Novembertage kann für euch und uns alle die Sonne aufgehen. Die Sonne der Freiheit und des Rechtes die Sonne des Glücks und der Wohlfahrt für alle. So denn: auf zum Kampfe für den Bannerträger einer besseren Zukunft, für die Sozialdemo- kratie!

Politik im Suppentopf

Martha Weber nahm es sehr genau mit der Ausführung aller Aufträge, die sie übernommen hatte. Ob sie nun irgendwo Wäsche zu waschen oder ein Treppenhaus zu reinigen hatte, man konnte sich auf sie verlassen. Die Wäsche war schneeweiß und das Treppenhaus blitzblank, wenn Martha ihre Arbeit beendet hatte. Aber genau so wie mit ihrer Erwerbsarbeit hielt sie es mit allem anderen. Halbe Arbeit kannte sie nicht. Und als jüngst in der Frauenernährung der Partei darüber debattiert wurde, ob es überhaupt viel Sinn hätte, Flugblätter zu verteilen, da hat sie sich richtig ereifert. „Ja, wenn man die Flug- blätter nur so unter die Tür schiebt und gleich zuschau, daß man weiter kommt, dann ist nicht viel damit aufgefacht. Ich mache das immer ganz anders. Wenn ich ein Frauenflugblatt verteile, dann klinge ich an jeder Wohnungstür und warte, bis aufgemacht wird. Und dann rede ich mit den Frauen. Und da weiß ich: ganz ohne Erfolg ist das nie, weil wir Frauen den Frauen immer etwas zu sagen haben, was sie inter- essiert.“

Schließlich ist in der Frauengruppe beschlossen worden, daß es alle so machen müssen wie Martha Weber. Frauen müssen zu Frauen sprechen und am nächsten Sonntag soll das erste Frauenflugblatt herausgehen.

Jede Frau hatte ihren Straßenbezirk zugeteilt bekommen und einen Kasten Flugblätter dazu. Dann ging's los, Haus für Haus, Wohnung für Wohnung. Nicht überall haben die Frauen freund- liche Aufnahme gefunden. Aber dafür zeigte sich in anderen Wohnungen ein so stärkeres Interesse. Und wenn es irgendwo getungen ist, erhobene Ein- wände mit guten Argumenten zu entkräften, dann lohnte sich die Mühe schon.

Martha Weber hatte ihre ganz besondere Me- thode. Da hat eine Frau, als ihr das Flugblatt in die Hand gedrückt wurde, gleich abweisend ge- meint: „Ach, schon wieder was von der Politik! Was geht denn die Politik uns Frauen an? Das ist was für die Männer.“

„Warum denn nicht auch etwas für uns Frauen?“, fragte Frau Weber.

„Weil wir Frauen ja doch nichts davon ver- stehen und weil uns das alles auch gar nichts an- geht. Politik ist Männerache.“

Doch Martha Weber ließ sich so schnell nicht ab- sprechen: „Aber die schlechten Zeiten gehen uns Frauen doch etwas an, und davon verstehen wir auch etwas.“

„Das hat doch mit der Politik nichts zu tun.“

„Doch! Sehr viel sogar! Sehen Sie Frau Schubert, Ihr Mann hat ja noch Arbeit, er gehört noch zu den Glücklichen.“

Arbeitsloser, aufgepasst!

Deine Existenz ist einfach ein Rechenegempe.
Du läufst zum Nachweis, bekommst deinen Stempel
und hoffst die acht Mark, zehn Mark, zwölf Mark die Woche, dein Geld.
Du bist zu nichts nütze; man braucht dich nicht auf der Welt;
nun aber, da du nun doch einmal lebst, hat man dir eine Nummer gegeben:
Einunddreißigtausend vier hiebzehn h — muß von der Wohlfahrt leben —
und nun steht dein Name in einer riesigen Kartothek,
und du hast eine Stempelfarce als Daseinsbeleg.

Du spielst keine Rolle. Doch einunddreißigtausend vier hiebzehn h, deine Zahl.
Die steht mit vielen anderen in endlosen Kolonnen.
Der Staat beachtet sie, und mit einem Mal
hast du in einer Reihe von Zahlen sein Interesse gewonnen
Jetzt bist du die große Rechenaufgabe des Staats,
jetzt bist du ein Faktor des deutschen Elats,
jetzt addierst du oder wirst addiert,
du wirst zu den anderen gereicht, gebucht, versucht, multipliziert
und bist, in einem Kollektiv von Zahlen versteckt,
ein Millionenobjekt.

Nun kommt der Staat und kürzt die Millionenzahl.
Das Einzelgeschick ist ihm dabei ganz egal.
Das kennt er nicht. Dich kennt er nicht. Er kennt nur einunddreißigtausend vier
hiebzehn h.

Die Zahl ist leblos; der tut eine Kürzung nicht weh.
Zehn Prozent — zwanzig Prozent — dreißig Prozent — der Etat wird gesund.
Einunddreißigtausend vier hiebzehn h, der Mensch, kommt auf den Hund.
Einunddreißigtausend vier hiebzehn h, die Zahl, hält stand.
Deine Existenz ist ein Rechenegempe — Beteiligter unbekannt.

Menich! Arbeitsloser! Laß dich nicht unterkriegen! Du stehst nicht allein!
Reiß dich, Mensch, in die Kolonne der Millionen ein!
Du bist eine Zahl, eine Nummer bloß,
doch die Zahl schwillt an und wird riesengroß,
die Zahl ist lebendig, Millionen sind eine Macht.
Hast du daran gedacht?
Reiß dich ein! Pack an! Gib der Zeit deinen Stempel.
Deine Existenz ist wirklich ein Rechenegempe!

Rudolf Gottschalk.

Ein weltverlorenes Eiland

Tristan da Cunha, die einsamste Insel der Welt, ist eine von vulkanischen Kräften hochgetriebene Steinwüste inmitten des Atlantischen Ozeans — 3000 Kilometer vom nächsten Festland entfernt —, auf der im ganzen rund 140 Menschen wohnen. Vor kurzem wurde auf diese Insel eine Expedition entsandt um zu prüfen, ob sie Ansel für die Errichtung einer meteorologischen Station eigne. Eine solche Station wäre hier vor besonderer Be- deutung, da sie die im Südatlantik verkehrenden Schiffe mit drahtlosen Nachrichten über die Wetter- lage versehen könnte. Ferner will man unter- suchen, ob „Tristan da Cunha“, das ebenso wie das nördlichere Santhelena unter englischer Ober- hoheit steht, nicht als Zwischenlandungsplatz für den Flugverkehr zwischen Südafrika und Süd- amerika in Frage kommt.

Original-Russenkapelle

Im „Prado“ auf dem Boulevard Wagram in Paris spielte eine Russenkapelle. Die Kosaken vom Dniepr nannten sie sich. Ich saß in der Nähe des Bodiums. Während einer Pause hörte ich den Klavierpieler sagen: „Der Gasse, den die hier machen, is mir zuhobrig. Bei uns drüme in Sibdu, da goch die den viel dinnr, aber mid mehr Liebe.“

Hitler, am Wahlsonntag sei Schluch.
Weil Deutschland weiter leben muß!
Drum Liste 2, Sozialdemokraten!

„Bleiben Sie mir nur damit vom Halse“, unter- brach Frau Schubert die Flugblattverteilerin. „Das bringt ja nichts. Zwanzig Mark die ganze Woche. Da soll ich dann Miete, Essen und Kleider für fünf Köpfe schaffen. Ja, vor ein paar Jahren war's noch besser, aber jetzt! Da verdient ein Mann, daß es zu Leben zu wenig und zum Sterben zu viel ist!“

„Da haben Sie ganz recht, Frau Schubert. Aber müssen Sie auch, woher das kommt? Die Reichs- regierung, in der lauter Barone sitzen, hat dafür gesorgt, daß die Löhne abgebaut worden sind, und jetzt will die Reichsregierung den Arbeitern auch noch verbieten, daß sie sich dagegen wehren.“

„Ja, kann man denn dagegen gar nichts machen?“

„Natürlich! Die Arbeiter kämpfen in den Ge- werkschaften gegen den Lohnabbau. Und wenn jetzt wieder zum Reichstage gewählt wird, dann müssen wir alle dafür sorgen, daß recht viele Sozialdemo- kraten in den Reichstag kommen, weil das die einzigen sind, die sich der Arbeiter und ihrer Sorgen annehmen. Hätten das letztemal bei der Wahl nicht so viele Leute Nazi-Stimmzettel abge- geben, dann wären auch die Barone nicht in die Regierung gekommen.“

„Ich habe überhaupt nicht gewählt. Da bin ich also nicht mit Schuld daran.“

„Das ist ein schwerer Irrtum, Frau Schubert. Das Nichtwählen ist genau so schlimm wie das Ab- geben eines Nazi-Stimmzettels. Jede Stimme, die nicht abgegeben wird, fehlt den Sozialdemokraten. Und Sie merken es jetzt schon Freitag, wenn Ihr Mann seinen Lohn nach Hause bringt und Sie sich dann den Kopf zerbrechen müssen, wie Sie mit den paar Pfennigen alle Mäuler satt kriegen sollen. Da muß dann überall gepörrt werden.“

„Da haben Sie recht. So habe ich mir das noch gar nicht überlegt.“

„Da gibt's aber noch andere Dinge, auf die es ankommt. Sehen Sie, die Kopen-Regierung will jetzt dafür sorgen, daß nicht mehr so viele aus- ländische Waren nach Deutschland kommen. Jetzt soll genau festgelegt werden, wieviel 1000 Zentner Reis, Käse, Butter, Schmalz, Speck, Erbsen und wieviel Stück Schlachtvieh aus dem Ausland her- einkommen darf. Auf alles wird natürlich noch ein Zoll erhoben. Wenn aber weniger von all diesen Waren da ist, dann steigen die Preise dafür, und die Arbeiter sind wieder die Geschädigten, weil sie dann mit ihren niedrigen Löhnen und Erwerbs- losenunterstützungen nicht mehr so viel einkaufen können wie vorher. Das hängt alles mit der Politik zusammen. Wenn nämlich alle Frauen wählen und richtig wählen würden, dann hätten wir jetzt nicht die Regierung Kopen, und die Wareneinfuhr aus dem Ausland würde auch nicht beschränkt.“

„Lassen denn die anderen Länder sich das ge- fallen, daß ihre Waren nicht mehr nach Deutschland herein dürfen?“

„Die sehen sich natürlich dagegen zur Wehr und kaufen keine deutschen Waren mehr oder nicht mehr soviel wie bisher. Dann haben die Fabriken, die nach dem Ausland liefern, nicht mehr genügend Arbeit und müssen wieder Arbeiter entlassen.“

„Wir haben aber doch schon so viele Millionen Arbeitslose. Dann wird's ja immer noch schlimmer!“

„Ja, sehen Sie, Frau Schubert, das wollen wir Sozialdemokraten ja gerade ändern. Die Kapita- listen denken immer nur an ihren Gewinn und scheeren sich den Teufel darum, wie das dem Ar- beiter bekommt. Deshalb wollen wir dafür sorgen, daß nicht mehr eine kleine Gruppe reicher Leute über die Fabriken, Bergwerke und Banken gebieten darf. Sie müssen der Gesamtheit des Volkes unter- stellen werden, dürfen nicht mehr für den Vorteil einzelner, sondern müssen für das Wohl aller da sein. Solange aber die Kapitalisten die Macht haben, wird das nicht möglich sein. Wenn diese „großen Herren“ regieren, dann spüren Sie das sogar in Ihrem Suppentopf, und nicht nur Sie, Frau Schubert, sondern jede einzelne Arbeiter- frau. Wenn die Löhne niedriger oder die Lebens- mittel teurer werden, dann denken Sie daran, daß das alle die mitverschuldet haben, die immer noch nicht wissen, daß man sozialdemokratisch wählen muß, wenn man will, daß es den Arbeitern besser geht.“

„Was Sie mir da alles erzählt haben, das läßt einen die Politik gleich von einer anderen Seite an- sehen. Und das mit der Politik im Suppentopf mein' ich, hat doch keine Richtigkeit. Jetzt weiß ich auch, was ich am 6. November zu tun habe. Ich gehe diesmal bestimmt wählen. Und sozialdemo- kratisch wird gewählt; darauf können Sie sich ver- lassen!“

„Freiheit!“ ruft Martha Weber und geht mit ihrem Kasten Flugblätter ein Haus weiter. Fix.